

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Gänsmichel. Von H. Reudeck-Lobenfeld

[urn:nbn:de:bsz:31-336681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-336681)

Der Gänsmichel.

Von H. Kendeck - Eobensfeld.



über dem kleinen, alten Hause am Bachrand bei der Brücke und dem Annamen hatte der „Gänsmichel“ von seiner Mutter nichts geerbt. Eigentlich hieß er Michel Hagenbuch. Im Dorfe aber kannten ihn die Leute nur nach seinem Annamen. Weil die Julianne, nachdem der Jörgel Hagenbuch bald nach Michels Geburt das Zeitliche gesegnet, die Gänshut übernommen, wurde sie die Gänsjörglin und ihr Mischele — der Gänsmichel.

Von frühester Jugend an mußte der Mischele, wenn die Mutter im Sommer bei den Bauern im Tagelohn schaffte, die Dorfgänse zum Gänsegarten treiben. Obgleich aus der verfrachten Hirschledernen Öfters ein Zipfel des zwerchenen Hemdes vorwitzig heraushing, bildete sich der Gänshirt nicht wenig auf sein Amt ein, das mit peinlichster Gewissenhaftigkeit ausgeübt wurde. Ging er in aller Herrgottsfrühe mit der langen Gerte aus dem Hause, dem Kuhhorn die schaurigsten Töne entlockend — dann streckten im ganzen Dorfe die Gänse ihre Krägen — und der letzte Langschläfer wurde wach. Wenn im Frühjahr die Gänse getrieben, die von der Mutter aufgegebenen Arbeiten besorgt waren, saß der Gänshub unterm Wasserbirnbaum, der das Häufel beschattete, lauschte dem Murmeln des friedsam den Wiesengrund durchfließenden Baches, dem Klappern der nahen Mühle und träumte von den Geistergeschichten, die der krumme Christoph an langen Winterabenden zu erzählen wußte.

Zur Erntezeit und im Herbst war es mit dem Träumen vorbei. Dazumal galt noch das Wort: „Wer in der Heuet nicht gabelt, in der Ernte nicht zappelt, im Herbst nicht früh aufsteht — der soll jehen, wie's ihm im Winter geht.“ Darum mußte auch Michel bei den Bauern fest zugreifen. So wuchs er mit der Arbeit und in die Arbeit, wurde ein rankes Bürschel, das dem Schulmeister wenig Aerger machte, dem Lesen über alles ging.

Trieb er die große Gänseherde durch die Gasse, kamen ihm allerhand wunderliche Gedanken in den Sinn. Gänse und Menschen reizten ihn zum Vergleich. Von der stolzen Weibergasse kamen auch die stolzesten Gänse. Dort wohnte auch der Schulze, dessen Herde immer die Kröpfe voll hatte und demgemäß gravitatisch die Hälse reckte, als ob über ihr ein Abglanz der bürgermeisterlichen Herrlichkeit läge. Nichts Gescheites kam aus dem Strohgässel. Hier hauste neben der geizigsten und dreckigsten Bäuerin der Greinerseppel. So dreckig wie die Karline waren auch ihre Gänse. Der Greinerseppel war ein ganz eigener. Allen Leuten tat er, solange sie bei ihm standen, schön ins Gesicht, kaum aber waren sie außer Sichtweite, so erhielten sie ihren Treff. Genau so verhielt es sich mit dessen Gänsen. Stand der Michel mit seiner langen Gerte vor ihnen, so kuschelten sie sich, drehte er sich um, flugs gingen sie zischend zum Angriff vor.

Denselben wackeligen Gang und die gleiche Haltung wie seine Töchter hatten des reichen Galgenkrämers Viecher. Die bissigsten jedoch waren die aus dem Brunnngäßel. Seit Jahren führten dort zwei Bäuerinnen einer Gans wegen fürchterlichen Streit. Dörrliche Spottlust taufte deshalb das Brunnngäßel zum Gänskriegsgäßel. Das aber hörten diese Gäßelbewohner nicht gern, denn sie durften sich einbilden, im vornehmsten Viertel zu wohnen. Nicht weniger als drei Gemeinderäte hausten hier. Wer zur Hebamme das mußte, den Metzger oder Abdecker brauchte, eine alte Pfanne zu ficken hatte oder es gar mit des Dorfses allgewaltiger Polizei zu tun hatte, dessen Weg führte nur zum Brunn- oder auch „Amtsgäßel“. Zu den Hungrigsten gehörte des Rohrschneiders armseliges Häuflein. Jedes Grashälmlchen, das die noch auf dem Wege zum Gänsegarten erspähen konnten, wurde abgeliefert. Ja, an ihrem Tun kannte der Michel seine Gänse und die Häuser, aus denen sie stammten.

Um die Zeit, da er die Schule verließ, starb die Mutter. Nach langer Beratung im Gemeinderat wurde der Arme vergeben. Der Ziegelbauer machte das niedrigste Gebot, trotzdem fand der Gänzbub bei ihm Heimat. Jetzt war's mit dem Gänsetreiben Schluß, und aus dem Gänsemichel wurde der Ziegelmichel. Die Jahre gingen, den fleißigen, gefälligen Burschen hatten alle Leute gern, und als er eines Tages mit anderen Konfribierten zur Kaserne in die nahe Kreisstadt zog, weinte ihm manches Mädchen stille Tränen nach.

Bevor der Michel am Vorabend seiner Einstellung zur Abschiedsfeier ins Dorfwirtshaus ging, machte er noch einen Gang zu seinem Häufel. Lange, lange stand er unter dem Wasserbirnbaum, schaute sinnend dem leise plätschernden Bach nach, und noch ehe er von der Heimat ging — quälte ihn schon das Heimweh. — — —

Beim ersten Erntetanz nach seiner Militärzeit zeigte sich der Michel, der wieder beim Ziegelbauer diente, als flotter Tänzer. Des Adlerwirts bildsaubere Sanne warf ihm die glühendsten Blicke zu. Darüber wurde des Schinzelbach Philipp suchsteufelswild. Als reichster Ortsbursch hatte er längst schon beide Augen auf die Sanne gerichtet, und die Furcht, daß ihm der Michel ins Gehege käme, brachte ihn ganz aus dem Häufel.

Alle Burschen hielten zu ihm, denn er ließ sich nie lumpen. Wer Händel sucht, findet leicht, und eh' man sich's versah, hingen die beiden Rivalen aneinander. Keiner der Kameraden, nicht einmal der Lorenz, der auch beim Ziegelbauern diente, half Michel. Im Gegenteil, als dieser im schönsten Bogen vom Tanzsaal über die hintere Staffel flog und — zu seinem Glück — auf des Adlerwirts Misthausen landete, rief ihm der falsche Lump nach: „So, du Gänzmichel, jetzt hockst im Dreck!“ Der Lorenz war nämlich ganz vergafft in des Ziegelbauern Jüngste, der jedoch gefiel der Michel besser. Die Streiterei kam ihm daher ganz gelegen. In dem einzigen Wort „Gänzmichel“ kam seine häßliche Gesinnung dem Michel gegenüber so recht zum Ausdruck.

Zur Ablenkung des Streitigen spielte die Musik einen schmelzenden Walzer. Während der Michel einige Augenblicke fassunglos auf dem Misthausen thronte, tanzten oben schon wieder alle Burschen und Mädels. In größter Wut will er einen wuchtigen Prügel aufraffen, um in den Tanzsaal zu stürmen. Da steht plötzlich neben ihm die Regine. Dunkelblaue Augen blicken ihn treuherzig an, und eine weiche Stimme mahnt

zugend: „Michel, laß dich abputzen — und bleibe unten.“ Gebannt von dem sanften Ton dieser Stimme bleibt der Michel. Nach dem Abputzen kam es von selber, daß sich beide aus dem Bereich der Wirtschaft machten. Unbewußt bogen sie von der Dorfstraße ab und schlugen den Weg zu den Wiesen am Bachrand ein. Die schöne Mondnacht, die duftenden Wiesen, der Schmerz über die schändliche Behandlung — dazu die wohlthuende Teilnahme der Regine, stimmten den Verlassenen ganz weich. Fremd war er immer bisher an der Regine vorbeigegangen, nicht ahnend, welch' gutes Herz in dem armen Mädchen schlug! Schon legt er seinen Arm um die Bitternde. . . . Schweigend kehren sie um. Unterm Birnbaum vor dem kleinen Hause finden sich die Beiden zu beseligenden Küffen. Wie in der Jugend glücklichsten Zeit war dem Michel zu Mute. Lange fassen die Liebenden unterm Birnbaum und schmiedeten Pläne für die Zukunft.

Am andern Morgen fand der Ziegelbauer Michels Bett leer. Kurz vor dem Reueessen, der Lorenz werkte schon längst auf dem Acker, stellte sich der Michel ein, um allem Brauch und Herkommen entgegen sofort seinen Dienstplatz zu verlassen. Vier Sonntage vor der Kerwe wurde der Michel und die Regine ausgerufen, zur Kerwe waren sie Mann und Frau. Michels Erbstück, das kleine Haus, wurde hergerichtet, und recht und schlecht brachte er sich und die Seinen als Waldarbeiter durch.

Selten war der Michel im Wirtshaus. An schönen Sonntagen wanderte er in den Wald. Der Unname seiner Kinderzeit, der Vergessenheit durch den Lorenz entrispen, blieb ihm. Die Jugendgenossen waren inzwischen auch ehrsame Bäuerinnen und Bauern geworden. Der Schinkelbachs Philipp hatte die Adlerwirts Saune zwar nicht bekommen. Diese folgte lieber dem Metzgeradam ins Nachbardorf. Dagegen hatte Lorenz, nachdem der Michel als Konkurrent nicht mehr in Betracht kam, bei des Ziegelbauern Malche mehr Glück und erhielt mit der Malche auch des Ziegelbauern Sach.

Im glorreichen 70er Kriege war der Michel einer der ersten, der zur Kreisstadt eilte. Seiner Anstellung wegen wurde er in ein Lazarett kommandiert. Hier pflegte er Freund und Feind mit gleicher Liebe.

Wieder heimgekehrt, blieb er seinem Walde treu. Ins Dorf führte ihn nur der Weg zur Kirche, oder wenn man ihn seiner Heilkunst wegen in Anspruch nahm.

Bald nach seiner Rückkehr aus dem Kriege starb der alte Totengräber, dessen Amt dann der Michel übernahm. Von nun an teilte er sein



Wie in der Jugend glücklichsten Zeit war dem Michel zu Mute.

Interesse zwischen dem Wald und dem Friedhof. Wie er einst in den Tagen seiner Kindheit die Gänse mit den Menschen zu vergleichen pflegte, so tat er es jetzt mit den Gräbern.

Nach so still war es da draußen auf dem Kirchhof, niemand störte die Ruhe des andern, und dennoch war der Gottesacker eine immerwährende Predigt. In gleicher Reihe lag der reiche Adlerwirt neben dem Hasenfuß, dem heimatlosen Bettler. An den Gräbern, ob sie mit Leichenstein oder schmucklosem Holzkreuz geziert, sah man, ob die Abgeschiedenen Liebe hinterlassen. Ob vergessen, ob unvergessen, über allen Gräbern sang der Wind in dem Säuseln der Tannen sein ewiges Schlummerlied von Lieb und Weh.

Grab um Grab schaufelte der Michel den Dorfgenossen. Seine Kinder zogen fort. Eines Tages packte er seine Habseligkeiten und folgte mit der Regine den Kindern in die ferne Stadt. Doch nur wenige Wochen hielt er dort aus. Das Heimweh zum Heimatwald, zum Kirchhof trieb ihn wieder ins Dorf. Wieder versah er sein Amt, grub seine Regine und fast alle, die mit ihm jung waren, ein. Zweimal noch mußte er in die ferne Stadt, um dort den Kindern ins Grab zu schauen. Immer einsamer wurde es um den Totengräber. Ab und zu kam sein einziger Enkel, bis eines Tages — eine gewaltige Zeit erschütterte die Welt — ein Brief, den er ins Feld geschickt, zurückkam. Fremde Hand hatte darauf geschrieben: „Gefallen für das Vaterland.“ Da stand im Abenddämmerlicht der nun ganz Einsame unterm Steinkreuz auf dem Kirchhof und hielt allein Zwiegespräche mit dem Gekreuzigten. Einige Tage schien es, als ob den Alten Gram und Schmerz erdrückten, dann aber riß er sich wieder heraus und begrub seinen Schmerz in rastloser Arbeit. Als draußen die Front zu wanken begann und daheim die Not durch die Häuser ging, Hunger und Entbehrung und furchtbare Sterblichkeit als Gefolge brachte, da stellte der alte Gänsmichel erst seinen Mann. Viele fielen der Seuche zum Opfer, nie ging in Deutschland das Geschäft der Totengräber besser als in jenen Wochen. Auch bei der Sanne im Nachbarort klopfte der unbarmherzige Bürger an und nahm sie mit. Er machte auch nicht Halt vor dem Lorenz. Wie man dem zur Scheidung läutete, verschwand der Gänsmichel. Erst in der Nacht, da der Lorenz eingegraben war, kam er zurück. Am Morgen stand an dem frischen Grabe, dem ersten, das er seit den langen Jahren seiner Amtstätigkeit nicht gegraben — der Gänsmichel.

Seitdem war der Totengräber noch stiller geworden, ganze Tage verweilte er auf dem Gottesacker. Zuweilen stand er an der Mauer, schaute hinein ins Tal. Wie eine ängstliche Herde um den Hirten, so kuschelten sich dort die Häuser des Dörfleins um die Kirche. Sinnend hielt er oft Rückschau über sein verflorrenes Leben. Hatte er auch nicht, wie er es einst erträumte, Ehren und Reichtum erworben, so konnte er doch mit beglückendem Bewußtsein, daß er sein Leben voll und ganz erfüllt habe, abtreten vom Schauplatz dieser Erdentage, in die ewige Heimat eingehen, da „sein Leben voller Mühe und Arbeit — also köstlich gewesen“.

Wenn er so da stand, immer hoch aufgerichtet, das schöne Haupt voll schlohweißem Haar, dann glich er einem Weisen des Volkes, und wer am Kirchhof vorbeiging und ihn sah, der blieb stehen, tief ergriffen vor dem ehrwürdigen Bilde des Alten. Auch der neue Pfarrer fand ihn so — trat

zu ihm
und S
schön g
Monat
Blätter
dem G
Morge
Toten.
Jahre
tete si
drückte
gen zu
Seelen
bet. D
ihres
der ga
he. Z
den sie
üblich
der G
Pfarrer
sie neu
rede.
henden
der P
men
genen,
Mensch
dem L
nicht al
halten,
liebe u
gewelt
schen, d
schloß
Werke
Ge
das off
legte G
◆◆◆
G
Du noch
„Gleich,
dann de
H
Häusche
sagte:
zusamm
kannst i
u
Welt an

